

Holm Roch

# Total digital

*Satirische Texte  
zur Digitalisierung*

**Vorsicht, enthält  
alternative Fakten!**

---

Holm Roch: Total digital, Satirische Texte  
zur Digitalisierung.

Iserlohn 2018

Umschlagfoto: Pexels

© Alle Rechte an Text und Zeichnungen beim Autor.

## Vorwort

Wer es heute in der Politik zu etwas bringen will, muss möglichst oft von Digitalisierung reden. Was damit genau gemeint sein soll, bleibt weitgehend im Dunkeln. Irgendwie geht es in die Richtung: Mehr Arbeit dem Computer überlassen. Nur an einem Punkt wird es konkret: Auch abgelegene Regionen sollen künftig mit Breitband-Internet versorgt werden. Das ist sicher sinnvoll, denn Industriebetriebe im hintersten Sauerland brauchen nun einmal eine schnelle Verbindung in die weite Welt, wenn sie Baupläne verschicken möchten. Da will niemand stundenlang warten bis sich so ein Dokument durch die Leitung gequält hat. Andere Formen von Digitalisierung, die uns angepriesen werden, scheinen ziemlich überflüssig und manchmal auch skurril. Welchen Sinn hat es beispielsweise, dass ich von meinem Urlaubsdomizil auf Fuerteventura aus zu Hause die Rollläden nach oben fahren oder die Heizung im Wohnzimmer um ein halbes Grad herunterdrehen kann?

Um dieses Thema geht es in diesem Büchlein. Es enthält eine Reihe von Kurzgeschichten sowie einige Cartoons, die sich mit dem technologischen Fortschritt rings um uns herum befassen. Dabei ist ein satirischer Unterton nicht zu überhören. Mit Schrecken erinnere ich mich an eine Bergwan-

derung in Südtirol mit einem befreundeten Paar. Es ist 10:00 Uhr und wir sind dabei, einen Berg zu ersteigen. Mit der Bergbahn sind wir bis zur halben Höhe gelangt und stapfen nun in Richtung Gipfelkreuz. Obwohl schon Anfang Oktober ist es noch sommerlich warm, die Sonne strahlt vom wolkenlosen Himmel, in den Tälern liegt noch weißer Nebel und in der Ferne sind die Zacken der Dolomiten zu sehen. Herrlich! Plötzlich macht es Tütelütt und unsere Freundin holt ihr Handy aus der Jackentasche. Ihre erwachsene Tochter ist am Apparat und informiert uns, dass sie in der vergangenen Nacht nicht gut geschlafen hat. Außerdem haben ihre Zahnschmerzen zugenommen und sie wird jetzt erst einmal zum Zahnarzt gehen.

Zwei Stunden später sind wir am Gipfelkreuz angekommen und es macht wieder Tütelütt. Die Tochter ist jetzt beim Zahnarzt angekommen, muss aber noch eine Weile warten. In einer Zeitschrift, die im Wartezimmer ausliegt, hat sie eine Anleitung gefunden, wie man eine Schönheitscreme selber köcheln kann. Das will sie nach deren Rückkehr mit ihrer Mutter ausprobieren.

Nach einer ausgedehnten Gipfelpause machen wir uns an den Abstieg. Gerade sind wir an der oberen Station der Bergbahn angekommen, da erreicht uns die erlösende Nachricht: „Er hat nicht gebohrt.“ So ist

das nun einmal in einer Welt, in der jeder mit jedem jederzeit Kontakt aufnehmen kann.

Wenn Sie nun meinen, dass ich ein ausgesprochener Technikmuffel wäre, muss ich widersprechen. In meinem Arbeitszimmer werkeln zwei Computer vor sich hin und der vorliegende Text wurde mit einem hochmodernen Spracherkennungsprogramm produziert. Man spricht in ein Bügelmikrofon und der Computer tippt den Text. Dabei macht er zwar auch noch einige Fehler, schreibt beispielsweise „Orgasmus“ obwohl ich doch „Organismus“ diktiert habe, aber diese Fehler halten sich in Grenzen. Auf jeden Fall sind es weniger, als wenn ich den Text mit der Hand eintippen würde. Außerdem ist das Programm selbstlernend. Einen Fehler, den ich korrigiert habe, wird es nicht ein zweites Mal machen. Ich spare damit eine Menge Zeit.

Ob das Programm allerdings zu einem poetischen Assistenten weiterentwickelt werden sollte, ist doch sehr die Frage. Es klingt aber verheißungsvoll. Einfach ein paar Dutzend Stichworte ins Mikrofon sprechen und der Computer macht daraus eine Reisebeschreibung, einen Krimi oder eine Vorlesegeschichte für Kinder. Die Textlänge lässt sich vorgeben und man kann auch entscheiden, in wessen Sprachstil (Goethe, Schiller, Thomas Mann oder Kurt Tucholsky beispielsweise) der Text ge-

halten sein soll. Bald wird so etwas machbar sein -  
aber sollen wir uns so etwas wirklich wünschen?

Ein wenig Nachdenklichkeit im Blick auf die neuen  
Möglichkeiten und viel Vergnügen beim Lesen  
dieses Büchleins wünscht

Holm Roch

Iserlohn, Ostern 2018

## Die Frau auf dem Balkon

Als ich kürzlich wieder einmal in Leipzig war, ist mir in der Nähe des Hauptbahnhofs ein neues Geschäft aufgefallen. Da kann man ein Duplikat von sich selbst anfertigen lassen. In einer Art Telefonzelle wird man von geheimnisvollen Strahlen abgetastet. Mit den so gewonnenen Daten stellt dann ein 3-D-Drucker einen lebensgroßen Doppelgänger her. Die Sache ist nicht gerade billig, kostet so um die 800 Euro, aber das Ergebnis kann sich sehen lassen. Und die Einsatzbereiche sind vielfältig. Beispielsweise können jetzt Politiker im Wahlkampf an mehreren Orten gleichzeitig auftauchen. Auch wenn ein Verbrecher dringend ein Alibi braucht, ist das kein Problem, weil seine Sekretärin bezeugen kann, dass er zur Tatzeit am Schreibtisch saß. Mir ist dazu noch folgende Geschichte eingefallen:

Kaum zeigten die ersten wärmenden Sonnenstrahlen den beginnenden Frühling an, da war auch Frau Kruschke wieder da. In ihrem Rollstuhl saß sie oben auf dem Balkon in der Heinrichstraße Nummer 16 und blickte hinunter auf die Straße, in welcher sie fast ihr ganzes Leben verbracht hatte, freute sich über die Kinder, die dort unten spielten und winkte auch manchmal einer alten Bekannten zu. Dort hinten an der Ecke war mal ein Molkereigeschäft. Da hatte sie als Verkäuferin gearbeitet. Hier

unten standen lange Zeit große Bäume, die dann aber Parkplätzen weichen mussten. Und genau gegenüber, da wo jetzt der Gyros-Grill ist, hatte es mal eine Änderungsschneiderei gegeben. Dort hatte sie ihr Brautkleid nähen lassen. Nun war sie schon 21 Jahre Witwe. Wie rasch doch die Zeit verging!

Es war gut, dass ihr längst erwachsener Sohn Ferdinand immer noch mit Frau Kruschke zusammen wohnte. So konnte er sie, sofern das Wetter es zuließ, morgens im Rollstuhl auf den Balkon schieben, bevor er dann selbst zur Arbeit musste. Wovon dieser Ferdinand genau lebte, wusste niemand so genau, jedenfalls hatte er mit schnellen Autos zu tun und alle paar Wochen stand bei ihm ein neues Modell in der Garage.

Als es anfang Herbst zu werden, ging es Frau Kruschke dann nicht mehr so gut. Immer öfter fehlte sie auf dem Balkon und ihr Sohn, darauf angesprochen, bestätigte, dass es seiner Mutter momentan nicht gut gehe. Es handele sich jedoch um eine vorübergehende Krise, die mit Hilfe eines neuen Medikamentes bald überwunden sein werde.

Kurz darauf wurde bei ihm eine große Kühltruhe abgeladen und unten im Keller von Frau Kruschke installiert. Zwei Tage später kamen dann noch

zwei weitere Geräte an: Ein Ganzkörperscanner und ein 3-D-Drucker. Beide wurden oben in der Wohnung aufgebaut. Am nächsten Tag saß dann Frau Kruschke wieder auf dem Balkon, fast so, als wäre nichts gewesen. Allerdings wirkte sie jetzt etwas lebloser als früher. Sie lächelte nicht mehr und winkte auch nicht mehr irgendwelchen Bekannten zu. Offensichtlich war ihre Demenzerkrankung weiter fortgeschritten.

Bewundernswert war, wie Ferdinand weiterhin seiner Mutter so gut er eben konnte zur Hand ging. Allerdings tat er das nicht ganz uneigennützig, denn er wollte sich ihre Rente noch lange als Zusatzeinkommen erhalten.





*Er schreibt ihr: „Dieses Whatsapp ist wirklich eine tolle Erfindung“.  
Sie schreibt zurück: „ Sicher, aber hier auf der Bank deine Nähe zu spüren, ist auch toll.“*

## Ferngesteuert

Arnold und Brigitte kannten sich erst seit einigen Tagen. Heute gingen sie zum ersten Mal miteinander ins Kino. Als nach der Vorstellung die klassische Frage "Gehen wir zu dir oder gehen wir zu mir?" anstand, zog sich Arnold erst einmal auf die Kinotoilette zurück. Er holte sein Smartphone hervor und nahm Kontakt zu seinem persönlichen Beziehungshoroskop auf. "Heute ist dein Tag! " war da zu lesen. "Nimm dein Glück entschlossen in die Hand. 72 % aller Frauen freuen sich, wenn ihr Partner Ihnen eine Entscheidung abnimmt und sie ihm nur noch folgen müssen."

Als sie in der Eingangshalle des Kinos wieder zusammen kamen, ließ Arnold beiläufig den Satz "Gehn wir noch bei mir vorbei?" fallen und zwar so, dass das Fragezeichen am Ende kaum ins Gewicht fiel. Brigitte nickte und lehnte sich vertrauensvoll an ihn an.

Jetzt mussten allerdings noch einige Vorbereitungen getroffen werden. Deshalb griff Arnold bevor er den Wagen startete noch einmal zum Smartphone und nahm Kontakt zu seiner Heimelektronik auf. Er stellte den Zulauf der Badewanne an, legte

die Wassertemperatur auf 38° fest, stellte die Sauerstoffzugabe auf "leicht perlend" und entschied sich für den Badezusatz "Traumstrand".

Zum Glück war die Rotphase an der ersten Ampel ziemlich lang, sodass er noch weitere Einstellungen vornehmen konnte. Weil Brigitte ihm erzählt hatte, dass sie nachts leicht friert, erhöhte er die Temperatur in seinem Wasserbett um 2 Grad. Die Beleuchtung im Schlafraum stellte er auf "Zärtliches Verlangen". Dabei wurden die LED-Lampen leicht gedimmt und der Infrarotanteil am Farbenspektrum deutlich erhöht. Bei der Audioanlage entschied er sich für "Schmuserock/sanft".

Als sie zwanzig Minuten später an der Wohnung ankamen, bemerkten sie als erstes eine große Pflanze vor der Haustür. Unter der Tür strömte Wasser hindurch. "O Gott, die Badewanne ist übergelaufen!" durchzuckte es Arnold. Rasch schloss er die Tür auf und eilte ins Bad. Tatsächlich war die Wanne am Überlaufen, weil ein Handtuch, das in der Wanne gelegen hatte, nach oben geschwommen war und den Überlauf verstopfte. An sich wäre das kein Problem gewesen, aber Arnold hatte es versäumt, die automatische Ablaufkontrolle freizuschalten. Nun würden sie wohl doch zu Brigitte gehen und mit weitaus weniger Komfort auskommen müssen.

## Handys hoch

Da haben wir einen kurzen Moment nicht aufgepasst und schon ist es passiert. Eben noch liefen wir frohgemut durch die Einkaufszone, natürlich mit dem Handy am Ohr, und plötzlich stoßen wir an eine Laterne, das Handy rutscht uns aus der Hand, knallt auf die Straße und schon hat das Display einen Sprung. Das ist nicht nur ärgerlich, sondern wird auch richtig teuer, denn der Hersteller lässt sich die Reparatur gut bezahlen. Unter 80 Euro kommt man da kaum weg. Und die Versicherung gibt sich auch zurückhaltend. Die meisten Versicherungen schließen solche selbstverschuldeten Unfälle aus. Was also tun? Zum Glück gibt es den Laden „Handys hoch“ am Marktplatz. Dort wartet Milan Milosevic auf uns und unser defektes Gerät. Für den Pauschalpreis von 40 Euro verleiht er jedem Handy ein neues Gesicht. Was wir nicht wissen: Bei dieser Gelegenheit befördert er auch eine geheimnisvolle App auf das Gerät. Die sorgt dafür, dass immer, wenn der Freitag auf einen Dreizehnten fällt, 38,60 € von unserem Bankkonto abgebucht und auf ein Konto bei der Montenegrinischen Zentralbank befördert werden. Die Summe ist absichtlich so niedrig gewählt, dass sie kaum auffällt und wenn doch, werden wir wohl kaum einen Anwalt bemühen, um unser Geld zurück zu bekommen. Wenn genü-

gend mitmachen, lohnt sich die Sache aber doch und es gibt ja ständig mehr Smartphones, von denen auch immer mehr zu Boden fallen. Inhaber des Kontos ist ein gewisser Dragan Milosevic, ein Onkel von Milan. Dieser Dragan kam schon als kleines Kind aus Transsylvanien nach Deutschland. Er ist hier zur Schule gegangen und hat anschließend BWL und Informatik studiert, ist also bestens integriert. Im dritten Semester seines Studiums wurde ihm klar, dass Geld, welches auf der Bank liegt, im Grunde genommen "totes Geld" ist. Es muss dringend wieder dem Wirtschaftskreislauf zugeführt werden. Einfach gesagt: Es muss arbeiten, anstatt sich auszuruhen. In der Folgezeit entwickelte Dragan immer wieder neue Methoden, um das Geld anderer Menschen in dieser Weise zu aktivieren. Das ist auch für Dragan selbst von Vorteil. Erst kürzlich konnte er seine bisherige Schlichtwohnung in Wanne-Eickel verlassen und in ein großzügig bebautes Anwesen am Starnberger See umziehen.

Dragan ist übrigens ein sehr sozialer Mensch, der sein Geld keineswegs nur für eigennützige Zwecke ausgibt. Regelmäßig spendet er für Radio Maria. Außerdem unterstützt er notleidende Familien. Die geheimnisvolle App, die jetzt auch in unser Smartphone eingebaut ist, verrät ihm nämlich auch wichtige Daten über die finanzielle Situation des Handybesitzers. Jeweils einmal im Monat überweist

Dragan eine Spende in Höhe von 50 Euro an denjenigen, der dieses Geld am besten gebrauchen kann. In diesem Monat ist das Alfriede, eine alleinerziehende Mutter mit drei Kindern, die in einer einfachen Wohnung in Castrop-Rauxel lebt. Nachdem sie sich eine komfortable Kaffeemaschine gegönnt und mit Hilfe eines Ratenkredites finanziert hat, steckt sie tief in den roten Zahlen. Sie kann kaum noch den Kaffee für die neue Maschine bezahlen, ist mit der Miete im Rückstand und ihre Tochter Mirjam muss schon lange auf eine neue Barbie-Puppe verzichten. Ihr Vermieter hat sogar schon mit der Kündigung gedroht. Alfriede kommen die 50 Euro, die da ganz überraschend auf ihrem Konto gelandet sind, gerade recht, um wenigstens neuen Kaffee kaufen zu können. Uns aber lehrt diese Geschichte, dass aus Bösem letztlich doch noch Gutes werden kann.





*„ ...ich muß aufhören,  
gleich kommt die linke Hand!“*

29

## Das geheime Leben der Dübel

Es ist kurz nach 13 Uhr, ich habe gut gegessen und werde mir jetzt eine Mittagsruhe auf dem Sofa gönnen. Das mache ich seit meinem siebzigsten Geburtstag. Manchmal wird daraus ein Nickerchen, manchmal lese ich auch ein Buch oder höre Radio. Zum Radiohören benutze ich mein Smartphone. Mit dem ist mir heute beinahe ein Unglück passiert. Gerade als ich mich hinlegen will, rutscht es mir aus der Hosentasche und knallt auf den Boden. Ich bekomme einen gehörigen Schrecken, sehe aber, dass sein Display nicht beschädigt ist. Das hätte teuer werden können! Wie es in der empfindlichen Elektronik des Gerätes aussieht, wird sich noch zeigen. Ich rufe erst die Radio-App und dann „Deutschlandradio Kultur“ auf. Außer einem kräftigen Rauschen ist aber nichts zu hören. Nach einer Weile finde ich den Sender an ungewohnter Stelle weiter rechts auf der Skala. Offenbar hat sich durch den Sturz einiges verschoben. Mal schauen, was jetzt am anderen Ende der Skala zu hören ist. Da könnten ja durchaus neue Sender auftauchen.

Bei 83,7 MHz höre ich eine Art vertrauliches Ge-flüstere. Da scheinen sich zwei zu unterhalten. „Eben hat er sich zwei Stöpsel in die Ohren gesteckt“ sagt die eine Stimme. “Das sind Kopfhö-

rer“ erklärt die andere, “damit kann er Radio hören.“ "Und kann er auch hören, was wir miteinander besprechen?“ erkundigt sich die erste Stimme. „Bestimmt nicht!“ beruhigt die zweite, “die Menschen senden doch auf ganz anderen Wellenlängen. Der Bereich, auf dem wir uns verständigen, ist für sie tabu.“

Das hört sich ja gerade so an, als ob hier über mich gesprochen würde. Und wo kommen die beiden Stimmen her? Mein Blick fällt auf die gegenüberliegende Wand. Dort befindet sich ein einsames Dübelloch, in welchem ein ungenutzter Plastikdübel steckt. Vor ein paar Wochen wollte ich hier eine Wanduhr aufhängen, habe es dann aber doch gelassen, weil ihr Glas zu sehr spiegelte. Das Bohrloch und der Dübel sind damals übrig geblieben.

Jetzt unterhalten sich die beiden über ihre aktuelle Lebenssituation. “Du hast es gut“, sagt der erste Dübel zu seinem Gesprächspartner. „Du hast eine anspruchsvolle Aufgabe, musst darauf achten, dass das IKEA-Regal nicht umfällt. Ich dagegen langweile mich hier zu Tode, weil es für mich nichts Sinnvolles zu tun gibt.“

„Also ganz so spannend ist es ja nun auch nicht, von früh bis spät ein Regal festhalten zu müssen, nur damit es nicht nach vorne kippt und spielende

Enkelkinder verletzt“ entgegnet der andere. So läuft das Gespräch noch eine ganze Weile weiter. Offensichtlich handelt es sich bei dem zweiten Sprecher ebenfalls um einen Dübel, der aber weiter rechts hinter dem IKEA-Regal angebracht ist. Interessant ist, dass Dübel auf diese Weise miteinander kommunizieren können und was sie sich alles zu sagen haben. Das erinnert doch sehr an das geheime Leben der Bäume, die bekanntlich auf ähnliche Weise miteinander kommunizieren. Dass einer der beiden Dübel - anstatt sein Rentnerdasein zu genießen - mit seinem Schicksal hadert, finde ich allerdings undankbar.

„Erzähl mir doch noch ein wenig aus deiner Kindheit“ sagt jetzt der zweite Dübel. „Du weißt ja“, sagt der erste, „dass ich in einem Hinterhof in Manila zur Welt gekommen bin. Dort standen Plastikspritzmaschinen, mit denen Dübel und andere Kleinteile produziert wurden. In der Fabrikhalle war es laut, es roch unangenehm nach Kunststoff und die Arbeiterinnen an den Maschinen erhielten nicht einmal den Mindestlohn. Noch jetzt wird mir übel, wenn ich daran zurückdenke.“

An dieser Stelle habe ich mein Radio ausgeschaltet, denn solche Berichte hatte ich schon öfters im Fernsehen mitbekommen. Nach einer Dreiviertelstunde wache ich wieder auf und erinnere mich an

das Gespräch der beiden Dübel, vor allem an den undankbaren von den beiden. Ich nehme einen kleinen Schraubenzieher, pule den einst für die Uhr bestimmten Dübel aus seiner Bohrung und werfe ihn in den Müll. Dann füllte ich das Loch mit Moltofill. Der zweite Dübel kann bleiben, weil er ja wirklich eine verantwortungsvolle Aufgabe hat. Allerdings fehlt ihm jetzt sein Gesprächspartner. Da es jedoch in meinem Zimmer noch eine Menge anderer Dübel gibt, hoffe ich doch sehr, dass er bald einen neuen Freund findet.



## Im Reich der Düfte

Schon als Kind hatte Andreas einen "guten Riecher". Als Grundschüler sammelte er Duftkerzen. Mehr als 300 hatte er schließlich beisammen. Dann verlegte er sich auf Seife. Später, im Gymnasium, zog es ihn zur sogenannten Schnupper-AG. Dort brauten sie Duftwässerchen und verhöckerten sie unter den Schülerinnen des benachbarten Elsa-Brandström-Gymnasiums. Im zweiten Semester des Chemiestudiums fand Andreas schließlich das Thema seines Lebens: Sexualduftstoffe oder - wie der Fachausdruck heißt: Pheromone. Das sind jene speziellen Düfte, mit deren Hilfe Schmetterlingsmännchen und Schmetterlingsweibchen zueinander finden. Ein interessantes noch weitgehend unentdecktes Forschungsgebiet.

Nach der Dissertation über "Olfaktorische Elemente beim Balzverhalten der Langhornmotte " wurde es erst einmal still um Andreas. In sein kleines Labor vergraben widmete er sich der Frage, wie sich solche Anlockstoffe synthetisch herstellen und beim Menschen einsetzen lassen. Nach fünf Jahren eifriger Forschungsarbeit gelang dann endlich der große Durchbruch: Sexofin war geboren, zunächst nur einige Tropfen, aber das würde sich ändern, sobald er sich endlich ein größeres Labor leisten konnte.

Einen ersten Selbstversuch startete Andreas in einem Bus der öffentlichen Verkehrsbetriebe seiner Heimatstadt Elmshorn. Vor dem Einsteigen hatte er sich ein winziges Tröpfchen des Wirkstoffes auf den Hemdkragen geträufelt. Nun war er gespannt, wie die anderen Fahrgäste - vor allem die weiblichen - darauf reagieren würden.

Die Wirkung war umwerfend und zugleich erschreckend. Obwohl im Bus noch reichlich Platz war, drängten sich alle anwesenden Frauen eng an Andreas. Weibliche Hände suchten ihn unter irgend einem Vorwand zu berühren, fremde Finger glitten in seine Taschen und fummelten unter seinem Hemd herum. Eine Rothaarige biss ihn sogar ins Ohrläppchen. Dazu noch die zahllosen geflüsterten oder auf Zetteln zugeschobenen eindeutigen Angebote. Andreas war begeistert, zugleich aber auch schockiert. So gewaltig hatte er sich den Effekt nicht vorgestellt, war er doch eher ein unauffälliger, wissenschaftlicher Typ, der sehr viel Distanz brauchte.

Eins war klar: Bis zur Marktreife von Sexofin war noch jede Menge Feinabstimmung nötig. Bis dahin würde er sich noch manche Nacht im Labor um die Ohren schlagen müssen und dabei konnte er auch keinerlei Ablenkung gebrauchen – am allerwenigsten durch Frauen.

## Es ist wieder soweit

Wir schreiben das Jahr 2117 und es steht wieder ein Reformationsjubiläum an. Natürlich soll es weitaus prächtiger gefeiert werden als das vergangene im Jahre 2017. Das fällt auch nicht weiter schwer, denn die technische Entwicklung hat in den letzten hundert Jahren erstaunliche Fortschritte gemacht.

Neu sind beispielsweise Hominiden. Das sind menschenähnliche Roboter, wie sie jetzt in Wittenberg eingesetzt werden. Die historischen Figuren, die sie darstellen, lassen sich von wirklichen Menschen kaum unterscheiden. Vor uns auf der Straße läuft beispielsweise ein mittelalterlich gekleideter Mann, dessen Gesicht an das Porträt Philipp Melanchthons, wie es Lukas Cranach gemalt hat, erinnert. Wir sprechen den Mann an: "Hallo, Sie sehen wie Melanchthon aus, sind sie es wirklich?" „Gott zum Gruße“ erwidert der Mann. "Ja, ich bin Melanchthon und lebe seit 600 Jahren hier in Wittenberg. Heute ist Freitag, der 28. Oktober 2117, der Himmel ist bedeckt, es ist windstill und die Außentemperatur beträgt 21,6°. Kann ich Ihnen noch auf andere Weise behilflich sein?"

"Sie sind doch der Organisator des Schulwesens hier in diesem Lande. Was halten Sie von einem

neunten Schuljahr, über welches nun schon jahrzehntelang wenn nicht gar jahrhundertlang gestritten wird?“ "Davon halte ich gar nichts“ antwortet Melanchthon, „denn neun Schuljahre sind viel zu kurz, um ein anständiges Latein zu lernen. Da muss man mindestens 13 Jahre investieren.“ An dieser Stelle des Gespräches wird uns klar, dass eine historische Persönlichkeit ein heutiges Problem schon deswegen nicht lösen kann, weil sie dieses Problem aus ihrer eigenen, vergangenen Sicht betrachtet.

Wer mag, kann sich an einem der zahlreichen Touristenstände eine Gaming-Brille leihen. Setzt man diese Brille auf, gerät man in eine historische Szene, die hochauflösend und in dreidimensionaler Qualität zu sehen ist und zwar so, dass die jeweilige Situation aus der Sicht von Martin Luther erlebt wird. Drei Szenarien stehen zur Wahl: 1. Der Reichstag von Worms 2. Das Leben auf der Wartburg und 3. Bei Katharina von Bora in der Küche. Das Ganze ähnelt einem Videospiele und der Zuschauer kann in jeder Situation selbst auswählen, wie die Szene weitergehen soll. Entscheidet er sich also in Katharinas Küche für eine deftige Kartoffelsuppe, bekommt er diese auf den Teller, entscheidet er sich für ein Schnitzel Wittenberger Art, wird ihm dieses gereicht. Weitere Szenen sind in Vorbereitung, vor allem Kampfszenen aus dem Bauernkrieg.

Dass man mit Hilfe dieser Brille sozusagen die Zeit zurückdrehen kann, ist ein spannendes Erlebnis. Was wäre beispielsweise aus der Reformation geworden, wenn Luther in Worms anstelle seines eigensinnigen „Hier stehe ich...“ geantwortet hätte: „Majestät, das mit dem Ablass war nur so eine fixe Idee von mir. Wenn ihr wollt, behaupte ich auch gerne das Gegenteil?“ Mit Hilfe unserer Brille können wir diese Alternative durchspielen.

Natürlich wurde auch diesmal wieder ein Film über Luthers Frau gedreht. Jetzt steht die lesbische Beziehung zwischen Katharina von Bora und Konstantia, der Frau von Lukas Cranach, im Mittelpunkt. Auch wird gezeigt, wie diese beiden Frauen die erste feministische Partei Deutschlands gründen. Dank neuester Technik zeigt der Film nicht nur Bilder und lässt auch nicht nur Töne hören, sondern vermag auch Gerüche wiederzugeben. Beispielsweise stinkt das alte Stroh in Katharinas Klosterzelle dermaßen, dass jeder einsehen muss, dass Katharina es dort nicht länger aushalten konnte.

Auch abgesehen vom Touristenrummel hat der Protestantismus in den letzten Jahren gewaltige Veränderungen erfahren. Diese betreffen vor allem den lutherischen Weltbund. Nachdem auf dem Asteroiden TZ 283 menschenähnliche Wesen entdeckt wurden, mussten auch diese in die Weltge-

meinschaft der Lutheraner aufgenommen werden. Logischerweise hat daraufhin der "Lutherische Weltbund" seinen Namen umgeändert und nennt sich jetzt "Bund galaktischer Lutheraner". Noch im Jubiläumsjahr sollen Bewohner von TZ 283 auf die Erde gebracht werden, um ihnen die wichtigsten Luther-Gedenkstätten zu zeigen.

Leider schreitet die Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Protestanten nur zögerlich voran. Nach wie vor weigert sich der Papst, Martin Luther heilig zu sprechen. Da sind wohl manche Erwartungen etwas zu voreilig geäußert worden.



## **Noch mehr Sonne, noch mehr Meer**

Eiskalter Regen vermischt mit Graupelschauern peitscht durch Luft. Die wenigen Passanten haben die Reißverschlüsse ihrer Jacken bis zum Geht-nicht-mehr nach oben gezogen und hasten in Richtung Bushaltestelle. Unter ihnen ist auch Gernold, der hier als Fachanwalt für Arbeitsrecht in einer Anwaltskanzlei arbeitet. An der nächsten Straßenecke bleibt er überrascht stehen. Hier war doch immer ein Elektroladen. Da hat er erst kürzlich sein neues Smartphone gekauft. Jetzt auf einmal scheint hier ein Reisebüro eingezogen zu sein. Das Fenster ist voller Plakate mit Traumstränden aus aller Welt. Vorn liegt eine dieser neuen Virtualisierungsbrillen. Oben drüber ein Banner mit „Noch mehr Sonne noch mehr Meer – jetzt bei dir zu Hause!“ Sehr interessant!

Gernold betritt den Laden. Der Verkäufer erkennt ihn sogleich wieder. „Auch mal durch die neue „Fata Morgana XXL“ schauen?“ fragt er. "Lass dich einfach fallen!“ Gernold legt sich auf die bereitgestellte Liege und der Verkäufer hilft ihm, den Helm mit der eingebauten Brille überzustülpen. Dabei erklärt er wie das Ganze funktioniert: „Hier oben sind einige Sensoren eingebaut, die - gesteuert von dem ablaufenden Film - deine Hirnströme beeinflussen. Das gibt dann einen völlig realisti-

schen Gesamteindruck. Du siehst, hörst, fühlst und empfindest alles genau so, als wärest du wirklich an einem fernen Strand.“

Der Film beginnt wie jeder andere Werbefilm mit einem Vorspann aber dann befindet sich Gernold am Strand von Pataya. Vor ihm liegt das blaue Meer, einige bewaldete Inseln ragen daraus hervor und am Horizont tuckert ein Frachtschiff entlang. Hinter ihm Buschwerk und Palmen, in denen tropische Vögel herumkrakeelen.

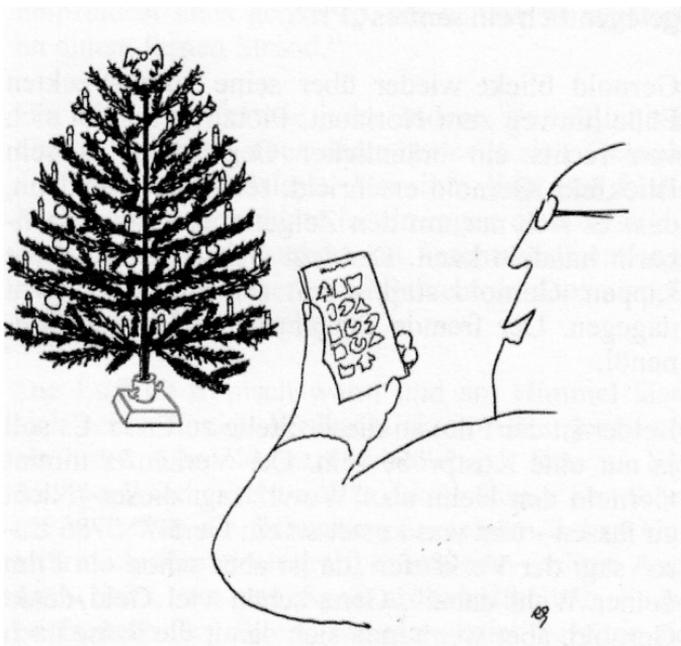
Die Luft ist tropisch warm und am Himmel lässt sich keine einzige Wolke blicken. Alles genau so, als wäre Gernold jetzt wirklich in Pataya. Ein leichter Wind erhebt sich und bläst einige Sandkörner zwischen die Behaarung an seinem linken Unterarm. Automatisch greift er mit dem rechten Arm nach links, um den Sand abzustreifen. Es riecht leicht nach Gegrilltem, wahrscheinlich bereiten sie hinten im Hotel die abendliche Party vor.

Als Gernold den Kopf nach rechts wendet, erblickt er auf der benachbarten Liege eine höchst attraktive Frau. Dazu wird im Film ein Untertitel eingeblendet und Gernold erfährt, dass es sich um Rwanja Pananka, die amtierende thailändische Schönheitskönigin handelt. Sie scheint tief zu schlafen, ihr Busen hebt und senkt sich gleichmä-

ßig und aus ihrem geschminkten Mund entweicht gelegentlich ein sanftes „Pff“.

Gernold blickt wieder über seine ausgestreckten Füße hinweg zum Horizont. Plötzlich schiebt sich von rechts ein bräunlicher Gegenstand in sein Blickfeld. Gernold erschrickt, realisiert aber dann, dass es sich nur um den Zeigefinger seiner Nachbarin handeln kann. Der legt sich sanft auf seine Lippen. Gernold stupst mit seiner Zunge leicht dagegen. Der fremde Finger schmeckt nach Sonnenöl.

Leider ist der Film an dieser Stelle zu Ende. Es soll ja nur eine Kostprobe sein. Der Verkäufer nimmt Gernold den Helm ab. "Wow!" sagt dieser. "Nicht zu fassen - und was kostet so ein Gerät?" "786 Euro" sagt der Verkäufer „da ist aber schon ein Film deiner Wahl dabei". Ganz schön viel Geld, denkt Gernold, aber wenn man sich damit die Reise nach Pataya spart und diese Super-Frau ist ja auch schon dabei. Das will er sich mal in aller Ruhe überlegen.



*"Mit meinem Smartphone kann ich nicht nur die Farbtemperatur der Christbaumkerzen exakt einstellen, ich kann auch entscheiden, ob aus den Lautsprechern, die in die Baumkugeln eingebaut sind, "O du fröhliche" oder "Stille Nacht" ertönt. Das funktioniert übrigens auch aus der Ferne, also wenn ich gar nicht zu Hause bin."*

## Schlaflos in Wichelsdorf

Still und unauffällig liegt Wichelsdorf in einem Seitental der Möhne. Ein Ort, den man getrost vergessen könnte, wäre da nicht St.Gertrudis, die kleine Pfarrkirche mit ihrer wertvollen, geschnitzten Weihnachtskrippe. Ein Meisterwerk von Johannes Fermoser, dem Älteren.

Es ist Samstag, der siebte Januar. Das Dreikönigsfest ist vorüber und Pfarrer Kortzyk ist gerade damit beschäftigt, die wertvollen Krippenfiguren in Holzwolle einzupacken, um sie im Gemeindetresor zu verstauen, als der Versucher in Gestalt eines unauffälligen Herrn an ihn herantritt.

„Ein wundervolle Krippe haben sie hier,“ sagt der Fremde „vermutlich ein Fermoser aus dem 17. Jahrhundert. Aber haben sie auch daran gedacht, die Figuren gegen Diebstahl abzusichern?“ Pfarrer Kortzyk verweist auf die erst kürzlich eingebaute Alarmanlage, aber das vermag den Fremden nicht zu überzeugen. „So etwas kann doch jeder Elektronikbastler außer Gefecht setzen. Museen greifen da zu ganz anderen Mitteln. Sie stellen nicht die Originale aus, sondern Duplikate. So eine Krippenfigur beispielsweise (er zeigt auf Maria) kann man heute mit einem Laser abtasten und vollautomatisch 1:1 aus einem Kunststoffblock herausfräsen. Wenn ein

Dieb das Duplikat mitnimmt, kann er damit kaum etwas anfangen. Es ist zwar optisch vom Original nicht zu unterscheiden, aber – weil aus Kunststoff – deutlich leichter.“

„Das kostet aber doch sicher eine Menge Geld“ wendet Kortzyk ein. „Nun ja, umsonst ist es nicht“ gibt der Fremde zu, „die Finanzierung ist aber ganz einfach. Wenn das Duplikat vom Original nicht zu unterscheiden ist, wird das Original überflüssig und man kann es an einen Sammler verkaufen. Da bleibt dann nach dem Abzug der Kosten für das Duplikat noch eine Menge übrig. Ein gutes Geschäft für alle Beteiligten. Vielleicht sollten sie sich das auch einmal überlegen.“ Mit diesen Worten verabschiedet sich der Fremde, nicht ohne Kortzyk ein Kärtchen mit einer Telefonnummer in die Hand gedrückt zu haben.

In den folgenden Nächten kann Pfarrer Kortzyk nur schlecht schlafen. Die Sache mit den Duplikaten lässt ihm keine Ruhe. Wenn er sich nun tatsächlich auf so ein Geschäft einließe ... Natürlich wird er sich nicht am Gewinn bereichern, aber man könnte damit die Missionsarbeit von Pater Neda im fernen Brasilien unterstützen. Der schickt ihm immer wieder Bettelbriefe mit traurigen Kinderaugen. Und für die hiesigen Krippenbesucher wäre ja alles wie immer. Eigentlich ein genialer Plan, bei dem es nur Gewinner gibt!

Nach drei Tagen und drei Nächten angefüllt mit Gewissensqualen greift Kortzyk zum Telefon und kurz darauf erscheint der Fremde in Wichelsdorf, diesmal mit einem kleinen Kofferchen, in dem er eins der Krippenschafe verstaut. Eine Woche später kommt er wieder und bringt ein neues Schaf mit, das tatsächlich dem Original zum Verwechseln ähnlich sieht, nur dass es eben bedeutend weniger wiegt. Von nun an ist der Fremde ein regelmäßiger Gast im Pfarrhaus und aus dem fernen Brasilien kommen auch die ersten Dankesbriefe für die großzügige Unterstützung der Missionsarbeit.

Das hätte noch lange so weitergehen können, denn man hatte sich auf einen gemächlichen Ablauf verständigt: Immer nur eine Figur auf einmal und die Hauptpersonen, also Maria und Josef sowie das Jesuskind, zuletzt.

Leider tritt jedoch eine unerwartete Katastrophe ein. Im Briefkasten des Pfarrers findet sich ein Brief ohne Briefmarke und ohne Absender. Nichts Gutes ahnend reißt Kortzyk den Umschlag auf. Darin befindet sich ein einzelnes Blatt und auf diesem - sorgfältig aus Buchstaben des Gemeindebriefes zusammengeklebt - der Satz : „Der HERR wird jene nicht ungestraft lassen, die seine Schäflein den Ungläubigen ausliefern!“

Die Sache drohte also aufzufliegen. Aber wer konnte das geschrieben haben und welche Absicht steckte dahinter? Wollte der Absender vielleicht am Gewinn beteiligt werden? Oder was sonst?

Vielleicht war der Absender ja auch weiblich, eine Absenderin also, zum Beispiel die lebenslustige Witwe, die ihn im Beichtstuhl immer mit ihren erotischen Abenteuern nervte. Oder war wieder einmal sein neidischer Kollege aus dem Nachbarort am Werk, der auch schon das Gerücht, er - Kortzyk - liebäugele mit den Piusbrüdern in die Welt gesetzt hatte.

Eins war jedenfalls sicher: Die nächsten Nächte würde Pfarrer Kortzyk wieder unruhig schlafen.



# Kellerkind

## Ein Tatort-Krimi aus Leipzig

In diesem Tatort geht es um Produktpiraterie. Eine Gruppe koreanischer Gangster soll massenweise Smartphones nach Deutschland geschafft und damit einer Weltfirma, die mit einem angebissenen Apfel für sich wirbt, Konkurrenz gemacht haben. Das geht – TTIP hin oder her – natürlich nicht und deshalb muss dem unseligen Treiben schnell ein Ende gemacht werden.

Das Hauptquartier der Bande soll sich in einem alten Forsthaus im Auwald westlich von Leipzig befinden. Zu Beginn des Filmes ist gerade ein Einsatzkommando der SOKO Leipzig, angeführt von Albert X (gespielt von Till Schweiger) dabei, das Haus zu stürmen. Alle sind sie bis an die Zähne bewaffnet. Mit einer Art Rammbock zertrümmern sie die Eingangstür und springen dann, sich gegenseitig absichernd, von Raum zu Raum. Es ist jedoch niemand zu finden. Offenbar haben sich die Bösewichte rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Auch von den gesuchten Smartphones, die hier kistenweise herumstehen müssten, ist keins mehr zu finden. Auf dem Tisch findet sich lediglich ein Zettel mit asiatischen Schriftzeichen. A zieht sein Handy hervor, fotografiert den Zettel und schickt

das Bild an den Ostasienexperten des Landeskriminalamtes. Das erste Wort „Kim\_luo“ sagt dieser, „ist eine hämische Bemerkung und bedeutet soviel wie „Ätsch“. Der Rest des Satzes meint: „Alle Birnen sind weg“. Keine Ahnung, was das bedeuten soll.“

Enttäuscht zieht die Truppe wieder ab. Lediglich Till Schweiger (A) bleibt noch ein Weilchen und macht es sich auf dem Sofa im Wohnraum bequem. Nach einer Weile wird es ganz still und A, vom stundenlangen Herumtragen seiner großkalibrigen Waffe erschöpft, ist kurz davor, einzuschlafen. Da dringt ein kratzendes Geräusch an sein Ohr. Es hört sich an, als würde jemand mit Hilfe eines Löffels eine Wand durchbohren. A gibt sich in den Keller. Wie erwartet ist das Geräusch hier deutlicher zu hören. Jetzt greift A zu seinem Survivalmesser und bemüht sich seinerseits, in Richtung auf das andere Geräusch voranzukommen. Nach drei Stunden hat er es geschafft, der Durchbruch ist gelungen. Aus dem entstandenen Loch ragt ihm ein Löffel entgegen, der sanft hin und her bewegt wird. Nach weiteren zwei Stunden sieht A, wer sich am anderen Ende des Löffels befindet. Es handelt sich um B, eine etwa 50-jährige, gut aussehende Frau, die in einem noch tiefer liegenden Raum jahrelang gefangen gehalten wurde. Unter dem Forsthaus befinden sich nämlich noch

fünf weitere Etagen, die wir jetzt bei einem Rundgang nacheinander kennenlernen. Außerdem erfahren wir die bewegende Lebensgeschichte der Frau. Von zahlreichen Rückblenden illustriert, enthüllt sich ein genaueres Bild ihrer letzten 30 Lebensjahre. Sie war einst die Sekretärin des Stasi-Chefs im Bezirk Leipzig und später dessen Geliebte. Als das Ende der DDR in Sicht kam wurde sie hier eingesperrt. Dass sie die lange Zeit der Gefangenschaft so gut überstanden hat, liegt einmal daran, dass sie bis heute von ehemaligen Stasi-Mitarbeitern über einen speziellen Schacht mit allem, was zum Leben nötig ist, versorgt wird. Es liegt aber auch daran, dass die Räume recht luxuriös ausgestattet sind. So gibt es beispielsweise einen eigenen Fitnessraum und einen Baderaum mit Höhensonne. Kein Wunder also, dass B, die jahrelang nicht an der frischen Luft war, trotzdem blendend aussieht.

Plötzlich hört man draußen einen Wagen vorfahren. Die Haustür wird aufgeschlossen und Bernhard Schlufsky, der ehemalige Stasi-Chef, tritt herein. Als er Till Schweiger im Bett seiner Geliebten vorfindet, reagiert er etwas ungehalten und es kommt zwischen beiden zu einer kleinen Rangelei. Die ist jedoch schnell beendet, weil A sein Gegenüber durch einen gezielten Handkantenschlag außer Gefecht setzt und anschließend mit einigen Kabelbindern, die er für solche Gelegenheiten immer bei

sich trägt, fesselt. Jetzt hat B nichts mehr zu befürchten und gemeinsam mit A steigt sie aus den Kellerräumen nach oben, genießt die herrliche Abendluft und den Blick auf die ausgedehnten Auwälder westlich von Leipzig, hinter denen gerade die Sonne untergeht. Ein Anblick, auf den sie lange verzichten musste. Sie greift zum Handy und versucht, ihre Mutter anzurufen. Auf dem Gehäuse des Handys ist anstelle eines Apfels eine kleine angebissene Birne eingeprägt, genau wie auf all den anderen Smartphones, die an diesem Ort nicht aufzufinden waren. Wo sie hingeraten sind erfahren wir dann im nächsten Tatort aus Leipzig.



## **Zielgerichtet und erfolgsbezogen**

Pfarrer Obermoos hatte ein Problem, genau genommen hatte er gleich mehrere. Nicht nur dass die Tastatur der Orgel klemmte und aus dem Altarfenster immer mal wieder eine bunte Scheibe herauspurzelte, jetzt sollte auch noch das Bildungsangebot der Gemeinde modernisiert werden. Auf der letzten Gemeindeversammlung war das lautstark gefordert worden. Da sei seit 15 Jahren nichts mehr geschehen, hausbacken sei das Angebot, kein Aushängeschild für eine moderne Gemeinde. Dass die Zahl der Gemeindeglieder zurückgehe, sei nun wirklich kein Wunder, wenn ihnen nicht mehr und vor allem nichts Zeitgemäßeres geboten werde.

Obermoos verstand davon wenig, kannte aber einen früheren Klassenkameraden, Bernd Überlinger, der hatte BWL und Grafikdesign studiert und dann eine erfolgreiche Werbeagentur eröffnet. Den konnte er um Rat fragen. Leider war der Mann ständig unterwegs, meist auf einer der von ihm angebotenen Bildungskreuzfahrten für Fachärzte mit Themen wie „Infusionsgestützte Traumatherapie“ oder „Erfolgreich abrechnen“. „In fünf Tagen kommt Überlinger aus dem östlichen Mittelmeer zurück“, sagte sein Büro.

Obermoos schickte ihm die beiden letzten Ausgaben des „Markus-Boten“ (so nannte sich der Gemeindebrief) und bat um Rückruf sobald sein Freund wieder im Lande sei.

Eine Woche später rief Überlinger zurück. „Ich habe mir die Materialien durchgesehen“ sagte er, „Das ist in der Tat etwas hausbacken. Alles nur schwarz auf weiß gedruckt, wo doch heute jeder Pizzaservice knallbunte Flyer in die Briefkästen stopft. Die Fotos amateurhaft, so als ob es nicht im Internet genügend Bilderdienste mit erstklassigen Bildern gäbe.“

Völlig unklar ist auch, wozu der Besuch eurer Veranstaltungen gut sein soll. Da steht einfach „Bibelstunde“ anstatt „Auf Erfolgskurs mit der Bibel“. Oder es heißt „Gebetskreis“ statt „Wünsch dir was – effektives Gebetstraining“. Wenn man jemanden anlocken möchte, muss man ihm etwas versprechen! Es muss ja nicht Speck sein, mit dem man Mäuse fängt - Zufriedenheit, Glück, Gesundheit oder Wohlbefinden gehen auch.

Unklar ist meist auch welche Zielgruppe ihr ansprechen wollt. Dabei haben Jugendliche, Erwachsene und alte Menschen doch ganz unterschiedliche Bedürfnisse. Gerade die Jungen leben in einer ganz eigenen Welt. Da scheint aber nach der Kon-

firmation bei Euch überhaupt nichts mehr los zu sein. Gut, eine „Jünger-Jesu-Gruppe“ ist vielleicht auch nicht gerade das Gelbe vom Ei, Jesus-Freaks riecht zu sehr nach bärtigen Außenseitern, aber „Jesus-Volunteers“ könnte durchaus gehen. Und wo ist euer Auftritt in den sozialen Netzwerken - Facebook, Twitter und so weiter? Ohne die läuft doch bei jungen Leuten gar nichts.

Und dann diese Dia-Abende, mit denen dein emeritierter Kollege von Gemeindehaus zu Gemeindehaus tingelt, Überschrift „Sonnige Tage an der Ostsee“. Im vergangenen Jahr hieß es wahrscheinlich „Sonnige Tage am Gardasee“. Im multimedialen Zeitalter hat man da schon etwas höhere Erwartungen. Ich habe kürzlich Claus Nobotny mit seiner Multivisionsschau „Auf Moses Spuren – Extremklettern im Sinai“ gesehen. Phantastische Aufnahmen, mit einer Actioncam in 4K-Format aufgenommen. Einfach toll!

Für die Alten bzw „die Silver-Agers“, wie sie heute heißen, müsste es natürlich besondere Themen geben. „Erfolgreich Hören mit dem Hörgerät“ beispielsweise, oder „glaubenszentriertes Gesundheitstraining“. „Methusalem-Club“ hört sich besser an als euer „Seniorentreff“ und kann wegen des biblischen Bezuges auch nicht so leicht von der AWO nachgemacht werden.

Ganz wichtig: Die Gruppe der jungen Eltern! Die haben zum ersten Mal mit eigenen Kindern zu tun, haben das nie gelernt und brauchen unbedingt Unterstützung. Ein „Verständnisorientiertes Elterntraining“ oder ein Seminar mit dem Titel „Das Kind in sich entdecken“ könnten hilfreich sein.

Da gibt es dann auch noch die Gruppe der Wundergläubigen und Esoteriker. Für die muss alles etwas Besonderes sein, nur für Eingeweihte zugänglich. Ihnen muss man Geheimnisvolles bieten, „Das geheime Seelenleben deines Kindes“ beispielsweise, „Vom Geheimnis des Gebetes“ oder „Gespräche mit deinem Schutzengel.“ Je verschwobelter, desto besser!

Historische Bezüge sind auch nicht verkehrt, weil jeder Mensch ein Produkt von Vergangenen ist. Da bietet eure Lutherdekade viele Anknüpfungspunkte, angefangen vom Rhetorikseminar („Dem Reformator aufs Maul geschaut“) bis zur Bildungsreise („Wittenberg bei Nacht“).

Aufgefallen ist mir auch, dass bei Euren Angeboten die Teilnehmer immer auf gleichem Niveau bleiben. Es gibt keine Aufstiegsmöglichkeiten. Kluge Anbieter installieren stattdessen ein hierarchisches Angebot. Erst besucht man einen Anfängerkurs, danach einen Kurs für Fortgeschrittene

und kann später weiter zum Master aufsteigen. Solche Aufstiegschancen sorgen dafür, dass die Leute wiederkommen. Wer einmal angefangen hat, will auf der Leiter immer weiter nach oben. Warum also nicht den Status „Christ“, „Oberchrist“ und „Superchrist“ einführen, natürlich verbunden mit entsprechenden Bildungsangeboten. Eure katholischen Brüder haben übrigens schon lange ein solches System. Da kann man es vom einfachen Christen über Diakon, Priester und Bischof bis zum Papst bringen. Allerdings ist das Ganze noch ausbaufähig, warum sollte es nicht auch einen Superpapst geben?

So, jetzt habe ich dir eine Menge Anregungen gegeben, nicht allein für Deinen Gemeindebrief sondern für die Gemeindegemeinschaft ganz allgemein.“

Überlinger legte auf und Pfarrer Obermoos hatte nun noch ein Dutzend Probleme mehr.

Eine halbe Stunde später rief Überlinger nochmal an. „Ich habe da etwas für Dich persönlich gefunden, eine Fortbildung zum Thema „Zielorientierter Gemeindeaufbau auf bibelzentrierter Grundlage“. Ist als Mittelmeer-Kreuzfahrt organisiert und mit einem Landausflug zum Jordan verbunden. Das wäre doch was, bevor Du anfängst hier deine Gemeinde umzukrempeln!“



## Das Ende

Endlich liegt uns der Bericht einer Expertenkommission vor, die das Ende der Menschheit auf dem Planeten Erde untersucht hat. Bis vor Kurzem lebten dort etwa 7,5 Milliarden Lebewesen, die sich „Menschen“ nannten. Sie besaßen eine der unseren recht ähnliche hochentwickelte Kultur, die vor allem auf dem Einsatz technischer Geräte beruhte. Diese Technik war aber auch die Schwachstelle jener Kultur und führte schließlich zu ihrem raschen Ende.

Das Unheil begann, als sich im Jahre 2040 der Komet "Thanatos" der Erde näherte. Zwar bestand keine Gefahr, dass er die Erde zerstören könnte, denn es war ein recht kleiner Himmelskörper, doch besaß er ein überaus kräftiges Magnetfeld, das in kurzer Zeit jeglichen Funkverkehr lahmlegte. Handys, Radios, Smartphones, Navis und ähnliche Geräte konnten von heute auf morgen nicht mehr benutzt werden. Das führte zu einem völligen Chaos, denn die Menschen waren auf diese Technik angewiesen. Zehntausende Autofahrer verirrten sich in den Großstädten, weil die vertraute Stimme ihres Navis nicht mehr mit ihnen sprach. Millionen junger Menschen verloren bei Facebook alle ihre Freunde und gerieten deswegen in tiefe Depressionen. Bauern fanden keine Frau mehr und mussten

ihren Hof fortan allein bewirtschaften. Trotz eifrigen Suchens fand Deutschland keinen Superstar und auch Germany's next Topmodel war nicht aufzufinden.

Weil niemand mehr mit einem Sextanten umgehen konnte, kamen selbst große Schiffe vom Kurs ab. Die Aida beispielsweise verschwand mit 8000 Rentnern an Bord spurlos im Polarmeer. Die Börse stellte ihrer Arbeit gänzlich ein und niemand wusste mehr, was seine Aktien augenblicklich wert waren.

Auch der Flugverkehr kam weltweit zum Erliegen, weil allenfalls noch kleine Maschinen, die nach Sichtflugregeln flogen, starten konnten. Und die eben noch hochgelobte Home-Elektronik versagte gänzlich. Kein Kühlschrank war mehr in der Lage, Cola, Ketchup oder Erdnussbutter nachzubestellen, wenn diese ausging. Jetzt rächte sich auch, dass in den Schulen vom Schreiben auf Tippen umgestellt worden war. Zwar versuchte man, Rentner, die in ihrer Kindheit noch schreiben gelernt hatten, zu aktivieren, doch war dies nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein.

Auch die Kriegführung litt unter den Veränderungen. Weil Schnellfeuergewehre, Mittelstreckenraketen und Drohnen nicht mehr nachgeliefert wer-

den konnten, war auch keine zivilisierte Kriegführung mehr möglich. Die Menschen mussten wieder mit Knüppeln und Keulen aufeinander losgehen.

Weil auch die Apparatedizin versagte, breiteten sich verschwunden geglaubte Seuchen wie Pest und Cholera wieder aus und dezimierten die Bevölkerung. Nur in abgelegenen Regionen wie in der Inneren Mongolei oder bei den Eskimos ging das Leben den seit Jahrhunderten eingespielten Gang ungestört weiter. Als dann im Jahre 2063 der letzte Eskimo an Altersschwäche starb, war das Ende der Menschheit gekommen. Der Planet Erde war fortan von Menschen frei, wie er es auch heute noch ist.

Aufgrund der geschilderten Erfahrungen hat die Untersuchungskommission der Regierung unseres Asteroiden dringend davon abgeraten, Geräte, die mit Funkwellen arbeiten, wie zum Beispiel Smartphones, überhaupt zuzulassen.

## Über den Verfasser

Holm Roch wurde 1938 in Leipzig geboren. Der promovierte Theologe und gelernte Pfarrer arbeitete lange Zeit im Bildungsbereich der evangelischen Kirche. Auch hat er einen Lehrauftrag für Sozialphilosophie und Sozialethik an einer Fachhochschule wahrgenommen.

Seit ihm der sog. Ruhestand mehr Zeit dafür lässt, schreibt er Kurzgeschichten und zeichnet Cartoons, die regelmäßig in der Tagespresse veröffentlicht werden. Daneben hat er zahlreiche Rundfunksendungen produziert.

Seit 1996 lebt Holm Roch in Iserlohn. Zehn Jahre lang gehörte er dem Seniorenbeirat der Stadt an, zuletzt als dessen Vorsitzender. Er ist Mitglied im Iserlohner „Literaturkreis Franzosenhohl“.